

Kostocker Theaterbrief

Fritz Specht

Kostock, Anfang Februar.

Es gibt Witze, die sind so alt, daß man sie niemandem mehr erzählen darf. In Wahrheit sind alle Witze alt. Sie werden nur etwa aller fünf Jahre „auf neu gearbeitet“ und finden dann ihr dankbares Publikum wenigstens bei denen, die nicht gerade Spezialisten sind.

Eine der ältesten Geschichten ist z. B. diese: Zwei beneidenswert Unbefangene kommen an die Theaterkasse und fragen: „Was gibt's denn heute abend?“ — „Was ihr wollt“, antwortet man ihnen. — „D“,“ sagen sie, „dann spielen Sie doch mal die Lustige Witwe.“

Wenn diese Geschichte wieder aufgewärmt wird, liegt die einzige Abwechslung darin, daß einmal die „Lustige Witwe“ und ein anderes Mal „Don Carlos“ oder die „Stützen der Gesellschaft“ oder irgend etwas anderes gewünscht wird.

Dadurch wird die Sache nun nicht eigentlich neu. Aber sie eröffnet geradezu unheimliche Aussichten. Man stelle sich einmal vor, das Publikum dürfe sich wünschen, was das Theater spielen soll. Soviel Leute, soviel Wünsche. Ich weiß nicht, was Theaterdirektoren des Nachts träumen. Aber ich kann mir denken, daß sie, von den Wünschen eines tausendköpfigen Publikums hin- und hergehetzt, in Schweiß gebadet erwachen.

Was hilft es da, daß der Theaterdirektor auch noch eigene Wünsche hat (die allein selbstverständlich das Richtige treffen). Ohne Publikum gibt es kein Theater. Sonst würde die Kunst stumm und der Säckel leer. Aber ohne Gewissensnöte geht es für einen mannhafte(n) Direktor dabei nicht ab.

Das wäre so schlimm noch nicht, wenn das Publikum, dieses Nerven fressende Ungeheuer, nur solche Stücke verlangte, die von der zünftigen Literaturgeschichte als — meinetwegen auch: mehr oder minder hohe — Kunst zensiert worden sind. Dann ließe sich darüber reden, wenn der Bühnenleiter seine besonderen Pflichten vielleicht auch auf einem ganz anderen Diebungsgebiete sucht.

Aber leider will das Publikum zum großen Teile gar keine Kunst: Es will Unterhaltung. Auf solche Wünsche muß das Theater hören, wenn das Geld im Kasten springen soll. Ein große Bühne ist nun, weil sie der Mund unserer lebenden Dichter und das Feld der modernen Bühnenbestrebungen ist, an allerhand Versuche gebunden, die mit Unterhaltung (oftmals sogar mit Kunst) nur sehr wenig zu tun haben.

Damit kommt man über diesen Zwiespalt nicht hinweg, daß man sagt: ein echtes Kunstwerk ist zugleich auch Unterhaltung. Das stimmt schon, man braucht nur etwa an Mozarts Opern zu denken, die beim Publikum wirklich „beliebt“ sind, obwohl sie in ihrer ganzen Tiefe weiselsohne nicht von jedermann erfasst werden. Aber es gibt doch sehr viele zahlungsfähige Theaterbesucher, denen dergleichen Werte noch viel zu viel Kopfschmerzen machen. Für die bleibt daher nur das Rühstück oder der Schwank.

Rühstücke sind im Theater sehr gefährlich. Rühchterne Kahlköpfe pflegen an den ergreifendsten Stellen zu lachen. Man nimmt also mit Vorteil den Schwank, in den man nach Möglichkeit etwas Sentimentalität einbaut, so daß der Rühling nur gerade zu einer leichten Übelkeit gereizt wird.

Eine Bühne, wie das Kostocker Stadttheater, muß solche Konzessionen zwiefach machen, da sie ihre Vollständigkeit im Schauspiel und in der Oper zu behaupten hat. Man darf sich immerhin wundern, daß die Leitung bei der Wahl ihrer Kassensücke noch soviel Geschmack zu wahren weiß.

Warum soll man nicht „Charleys Tante“ spielen? Das Stück ist voll echter Situationskomik und technisch sauber gearbeitet. Wenn die „Tante“ jenen Stöck in die tragische Unbeholfenheit bekommt, der die großen Komiker auszeichnet, dann ist man vor dem Auftragen allzubieder Poffenfarben sicher und kann sich getrost eine unbeschwerete Stunde harmlosen Vergnügens gönnen. Kuldas „Berloraene Tochter“ und Wahrs im Dialog wirk-

Ich komisch entwickeltes „Konzert“ füllten ebenfalls die Kasse. Man konnte, da mit köstlicher Laune und mit ausgesprochenem Sinn für die zugespitzte aber ungekünstelte Sprache der Komödie gespielt wurde, von Herzen auf die schmieglichen Franzosenstücke der Großstadt verzichten. Und es kam doch jeder auf seine Rechnung.

Motiveres „Eingebildeten Kranken“ und „Gelehrten Frauen“ erging es nicht so gut. Das lag aber an der Aufführung. Diese alten Typenkomödien verlangen ihren eigenen Stil und vertragen nicht, daß man wie in der Operette betont: „Wir spielen Theater“. Sie wollen ernst genommen sein. „Der Widerspenstigen Zähmung“ aber zog in einer sehr lebendigen Aufführung, die den Schauspielern und dem Oberregisseur Donati alle Ehre machte, lange das Publikum ins Theater, womit die Gesundheit des Stückes und des Publikums ausreißend bewiesen ist.

An seinen Kassensündern erkennt man ein Theater. Daher wird man es mir nicht verübeln, daß ich über Gebühr lange bei ihnen verweilt habe. In Zukunft können wir diese Dinge kürzer behandeln. Faust, Don Carlos, Maria Magdalena und Olympe und sein Ring zeigen die ernste Seite. Nicht alles war gleich glücklich aber doch mit der heißen Liebe gestaltet, die uns erst den Glauben an die Spieler und damit an das Werk gibt. Man will heute von der „alten“ Schule dramatischer Sprechkunst nicht mehr allzuviel wissen, aber vor diesen Aufgaben findet das sichere Stilempfinden doch wieder zurück in die Hallen und Stuben, wo das Klangvolle Wort und der Schritt des Sages an sich schon seine Schönheit offenbart.

Diese Schönheit des Wortes meistert auch unser Landsmann Hans Frank in seiner „Opfernacht“. Man hatte alles an die Aufführung hingegeben, aber das kräftig gewachsene, von Gedanken beschwerte Werk setzte sich nicht durch, weil die seelische Begründung zwar mit natürlichen Gefühlen arbeitet, sie aber mit dem Verstande zu einem künstlichen Gebäude zusammenfügt.

Eine Uraufführung hatten wir bisher: Die „Lebensballade“ von Walter

von Molo. Dieses mit einzelnen Bildern locker aber fortschreitend malende Drama behandelt die späte Liebe eines fünfzigjährigen Chemanns zu der Frau eines anderen. Der — sagen wir: — „Held“ fühlt sich von seinen Pflichten und von der Jugend, die er in seinen Kindern sieht, aus dem Leben verdrängt. Er will nicht mehr Alltag und Pflichten, er will Sonntag und Freiheit. Das Leben mit seinen Pflichten steigt, steigt zuerst bei der geliebten Frau, die zu ihrem Kinde zurückkehrt. Er aber, dessen Hebelntum man wohl mit Recht in Anführungsstriche setzt, findet sich nur gezwungen, nicht aber als freier Mann zu seinen Pflichten zurück. Nur bittere Resignation bleibt für ihn. Und man wird nicht einmal mit dem Gefühl entlassen, daß das Leben recht hat, zu siegen. Also auch für uns nur Resignation. Dies Wsterben jeglicher Idee ist keine dramatische Lösung.

Die Niederdeutsche Bühne, Kothof, brachte, neben Friedbergs klar und geschickt gebautem „Streik“, der trotz seines Titels nur Menschliches und nicht Politisches zum Gegenstand hat, Brooks Komödie „Peter Pink“ zur Aufführung. Der Abschluß ist gewaltsam und eigentlich unmöglich, aber man läßt ihn sich gefallen im Hinblick auf die echten Farben und den frischen, bisweilen etwas bitteren Humor. Böhndorfs „Schattenspiel“ wurde am Ende ins Frivole verwandelt, was man nicht gelten lassen kann. Schließlich gab es noch Speckhmanns „Nordwest“, ein Stück, das zwar den Theatermann, aber nicht den Dichter verriet. Selbst wenn man Längen, wie im ersten Akte, strichen will, wachsen die bereits vielfach auf der Bühne erprobten Szenen nicht zusammen. Einzelne mögen gut gesehen und gefühlt sein, aber im ganzen fehlt doch das Lebendige, das gleichsam aus der ersten Szene das ganze Drama emporsprossen läßt. So kam man um den erkältenden Eindruck eines etwas äußerlichen Theaters nicht herum.

Das Bedürfnis nach musikalischen Bühnenwerken scheint augenblicklich größer zu sein als das nach Wortdramen. Um die musikalischen Unterhaltungstücke ist es nun leider nicht so trostreich bestellt. Wie ist es möglich, daß

das Publikum sich immer wieder den Mühsal der modernen Operette bieten läßt? Vermutlich hängt es so zusammen, daß die Besucher des Wortschwanks doch mehr gewohnt sind, nach einem bescheidenen Sinn der Sätze zu suchen, während das Operettenpublikum sich zunächst an die stummbredenden Schlager hält. Im Wortschwank scheint man sich, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, noch vor dem nackten Wort zu scheuen; aber in der Operette kann man die wirklosesten Noten mit musikalischer Schminke überschmieren. Wer also entsprechende Bedürfnisse fühlt, der kommt am besten in der Operette auf seine Kosten.

Es ist zuzugeben, daß mancher Walzer oder Schminke in der Operette musikalisch nicht ohne Witz und mit Schwung erfunden sowie listig instrumentiert ist. Aber alles übrige, die Mischung aus Eindeutigkeiten und ekelhaft süßlicher Sentimentalität, kann man als Nodmittel wohl nicht begreifen, wenn man seinen gesunden oder überhaupt Verstand bei sich hat. Man schilt immer auf die Zoten der Operette. Aber mindestens ebenso schälimm ist das rührselige Heldentum im Sinne der immer noch spukenden Marlitt. Die Leute, die sich daran ergötzen, müssen ja ewige Bäckische und ungare Singsalbe sein. Sie wissen echtes Gefühl von dieser Verlogenheit sicherlich nicht zu unterscheiden.

Von Neben, die alles das enthalten, was das Herz der eingebildeten „Welt“ bewegt, und daher wie eine Wüste sind, bleiben wir verschont. Auch das allernueste drang zum Glück noch nicht in unsere weltfremde Provinz. Aber ganz ohne Operetten geht es doch nicht ab. Wer die „Fledermaus“ oder den „Zigeunerbaron“ mit musikalischer Freude hörte, kann unmöglich einer armseligen modernen Operette Geschmack abgewinnen, sollte man meinen. Aber man irrt sich darin wohl.

Man braucht sich gar nicht auf das hohe Pferd zu setzen und sich einzubilden, man beweise seinen Kunstsin, indem man alles Leichte und Heitere ablehnt. Behers Ballett „Die Puppenfee“, das nahezu seinen Sinn verlor, weil bei uns die Puppenfee nicht tanzte, erfreut immer wieder durch die ungekünstelte, spru-

delnde Musik. „Die beiden Schühnen“ von Lorzing boten eine Unterhaltung freundschaftlicher Art. Man glaubt vielfach, Lorzing als „leicht und gefällig“ abtun zu können. Wir meinen, wenn man nicht gleich händeweise die Kommentare zu einem Werk schreiben muß, dann sei es eines ernstesten Mannes nicht würdig, der sich bekanntlich niemals freuen, sondern immer nur grübeln will. Es gibt Länder, in denen man Klarheit nicht mit Oberflächlichkeit verwechselt. Das sollten wir uns zum Beispiel nehmen. Gerade bei Lorzing ist soviel Schlichtes, inniges Gefühl zu finden, daß wir seine Werke nicht entbehren mögen, sie vielmehr als Damm gegen den modernen Schund aufrichten sollten.

Dem Bedürfnis nach „gefälliger“ Musik sollte auch Offenbachs Oper „Hoffmanns Erzählungen“ entgegenkommen. Sie ist mit mehr genialer Musik angefüllt, als es dem Laien scheinen will, der seine Liebe zu ihr meistens durch einen gangbaren Walzer aufreißt.

Humperdincks „Hänsel und Gretel“ bewährte die alte Volkstümlichkeit wieder um die märchenfrohe Weihnachtszeit. Diese Volkstümlichkeit, die ohne Konzessionen erkaufte ist, wird der Oper treu bleiben, solange der deutsche Wald und das deutsche Märchen in uns lebendig sind.

Sogar der alte Gluck mußte eine heitere Oper beisteuern: „Die Pilger von Mekka“, die in der Neubearbeitung durchaus noch ihre Wirkung tat, als wäre sie gestern geschrieben. Noch eine andere Wiederbelebung sei hier mit angeführt: Man brachte Handels „Sulius Caesar“ in der Einrichtung von Hagen auf die Bühne. Trotz der trefflichen Einstudierung und obwohl die Musik wieder packte, wollte es mir doch scheinen, als habe die bei weitem nicht so dramatische „Rodelinde“ tieferen Eindruck gemacht. Daran ist wohl die Überarbeitung Hagens schuld, die nicht überall dem dramatischen Rhythmus der Musik und des alten Buches folgt.

Tief Land, Carmen (mit Maria Diczewska) und Bohdane hatten wiederum ihr zahlreiches Publikum. Die „Elektra“ von Rich. Strauß nahm man aus der vorjährigen Spielzeit mit

herüber. Die Titelrolle wurde so ausgefüllt, daß man die körperliche und seelische Leistung der Sängerin rickhaltlos bewundern mußte. Anderes Empfinden habe ich vor der ganzen Strauß'schen Musik nicht. Sie bleibt auch in ihrer krankhaften Ekstase außerhalb aller Geschehnisse und neben den Dingen. Sie ist das Spiel eines gebildeten, ästhetisierenden Musikanten und nicht der Gefühlsausdruck eines Künstlers. Trotzdem wurde man von der Belanglosigkeit des angeblich heiteren Balletts „Schlagobers“ noch schwer enttäuscht.

Eine wirklich heitere Oper wurde uns mit dem „Meister Guido“ von Hermann Moegel besichert. Das Buch, das eine Verkleidungskomödie, einen Malerschmerz aus der Renaissancezeit, zum Grunde hat, ist dramatisch wirkungsvoll und mit besonderer Rücksicht auf musikalische Entfaltung angelegt. Die Musik ist nicht ohne Erfindung in den lyrischen und besonders in den komischen Stellen gesetzt und erreicht oftmals eine Reinheit, die wir kaum mehr kennen. Trotzdem verzichtet sie keineswegs auf moderne Farben, aber sie bleibt klar und durchsichtig, so daß man das Wort auf der Bühne versteht. (Das sollte selbstverständlich sein, ist es aber nicht in unsern modernen musikedramatischen Ungetümen.)

Man besann sich schließlich auch wieder auf Mozart und brachte „Figaros Hochzeit“ heraus. Mozart legt un-

sern heutigen Sängern allerhand Fallen, zumal wenn dieser Sängern nur Wagner und Wagnernachfolge zu singen gewohnt ist. Daher sollte man schon um der Sängern willen Mozart und seine Verwandten pflegen. Aber der seelische Gewinn, den wir daraus ziehen, ist noch viel mehr wert als die technische Bildung der Sängern. Die Musik unserer Gegenwart ist leider zumeist eine Oberflächennmusik. Sie betrachtet sich selbst vom Zuschauerraum und begleitet von ihrem warmen Sessel aus die Geschehnisse, statt selbst Geschehnisse zu sein. Nur wer bei diesem Spiel der Unbeteiligten vergessen hat, was seelischer Ernst ist, der kann glauben, Mozart sei nichts weiter als „Heiter und lebenswürdig“. Unsere Aufführung, die eine der am besten vorbereiteten war, deckte die herrlichsten Wunder auf.

Kostock hat als Wagnerbühne eine feste Tradition. Bisher hörten wir den „Tannhäuser“ in der prächtigen, ungemein stimmungsvollen und beschwingten Einstudierung der letzten Spielzeit. Außerdem „Tristan und Isolde“ mit dem vollständigen zweiten Akt. Hierauf wie auf die Morgenfeiern kommen wir noch wieder zurück. Manches ist uns für die Zukunft noch versprochen. Etwas wehmütig sieht man den Dingen entgegen, wenn man hört, daß wieder alle guten Kräfte weiter ziehen mit dem Ablauf dieser Spielzeit. So zerrinnt alles, was soeben noch stolz daherrauschte...

Volkssrimels

G. Staat

Mariken, Maraken, lett-sick straken von' Suldaten,
Kann't Lachen nich laten.

* *

Johann, spann an, 3 Katten vor'n Wagen,
Kickel un rackel den'n Barg hendal,
Sitt' ne oll Fru achter'n Durnbusch,
Stiw Johann 'n suen Kus.